

Alte Winkel aus Schwarzenburg

Autor(en): **Schwarz, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 20

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

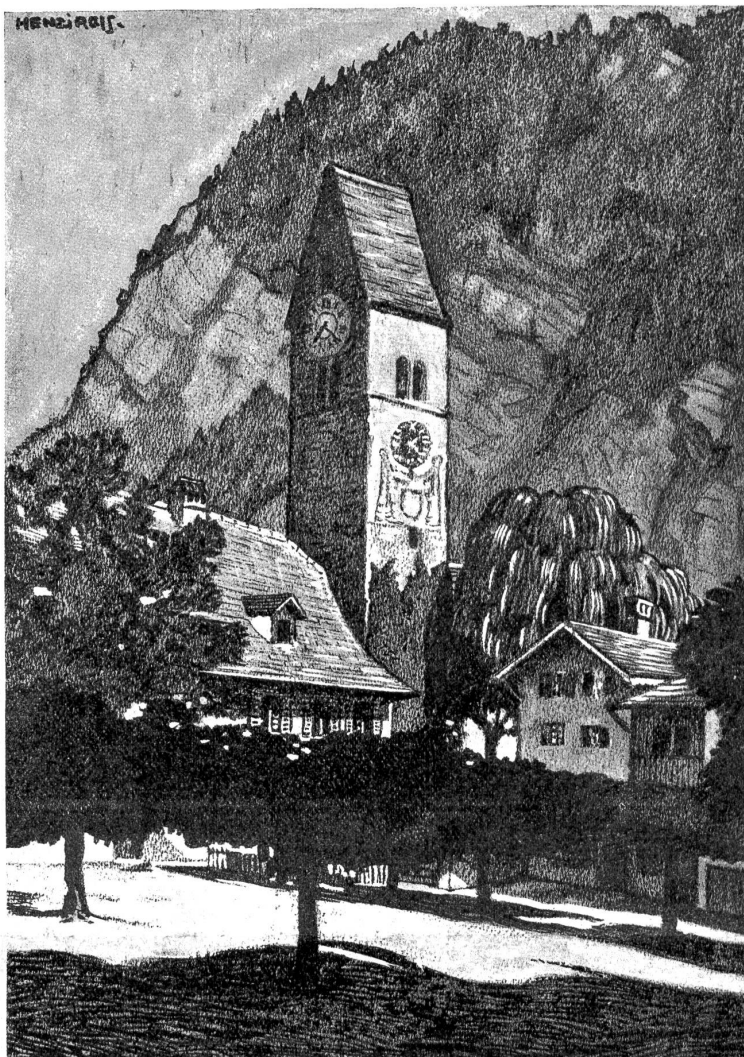
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So wie die Lehrlinge in den Mühlenwerken? Ob er nun wieder den ganzen Tag im Bureau sitzen mußte und seufzte: „Hier ersticke ich“, wie er es zu Hause getan hatte? Zum Geburtstag erlaubten die Eltern Lisbeth jeweilen, ihm zu gratulieren, und es kam immer ein kurzer, herzlicher Brief an sie zurück; den bewahrte sie in einer verschlossenen Kassetten auf, die ihre Reliquien barg.

Mit den Eltern sprach sie nicht über den Bruder. Sein Name hatte jetzt, wenn sie ihn nannten, einen Klang, der ihr weh tat; und sie selber sah doch noch immer Christians traurige Miene am Abend, bevor er verschwand, vor sich und bemitleidete ihn darum. Aber diese Empfindung war auch die einzige, in der sie nicht mit Vater und Mutter übereinstimmte. Sonst war ihr in allem der Eltern Meinung Geheh.

Die Familie hatte sich seit Christians Flucht noch enger zusammengeschlossen. Von Lisbeth wurde jeder schädliche Einfluß ferngehalten. Sie machte keinen Ausgang, von dem die Eltern nicht wußten; sie empfing keinen Brief, den nicht die Mutter las. Ihre beste Freundin, Eva Altmann aus der „Blume“, war eine Verwandte und in der Familie des Bürgermeisters wie zu Hause.

Ueber Erwins Erziehung brauchten sich die Eltern nicht viel Gedanken zu machen. Er war wegen seines schwächlichen Körpers ein kleiner Stubenhocker geworden; wenn er nur seine Bücher hatte, so war er zufrieden. Er brachte gute Zeugnisse nach Hause, und die Phantasien, die er aus seinen Büchern schöpfte — Ritterabenteuer und Meerfahrten, die ihm so lebendig waren, als hätte er sie selber erlebt — kramte er nur vor Lisbeth aus, die so schön zuhören konnte, die Hände im Schoß verschlungen



E. Henziross.

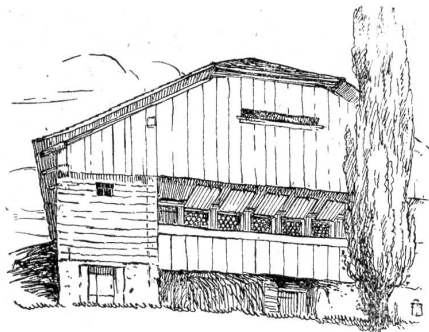
Unterseen.

und die Augen in die Ferne gerichtet. Erwin war von seinem Vater zum Juristen bestimmt. (Fortsetzung folgt.)

Alte Winkel aus Schwarzenburg.

Von Fritz Schwarz. (Illustrationen aus E. Friedli „Guggisberg“.)

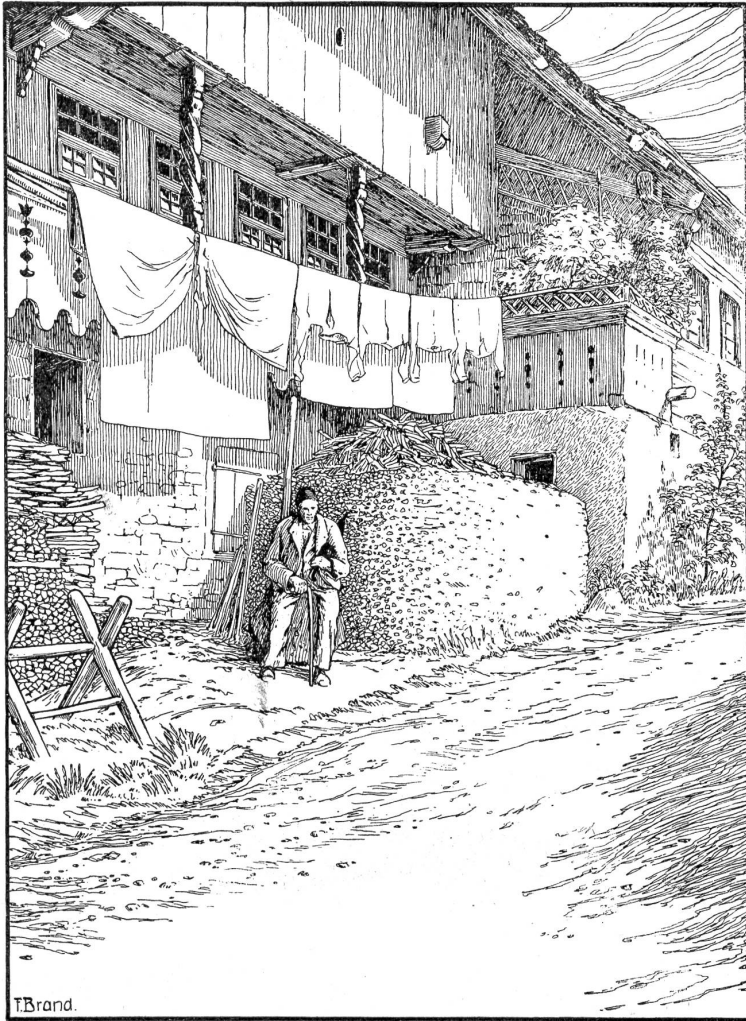
In Schwarzenburg gibt's von den ältesten Blockhausbauten bis zum modernsten „Seimatschuk“-Bau alle Ueber-



Chrachers zu Rüscheegg. (Solläden zum Herunterklappen.)

gänge. Hinzu kommt dann noch, daß zwei äußerlich ganz verschiedene Typen lustig durcheinander vorkommen. Wäh-

rend der burgundische Bauer seine Häuser breit und niedrig baute und durch weite Holzlamine mit Deckeln Licht und Luft für die Küche hineinkommen ließ, baute der Alemanne verhältnismäßig viel höhere Häuser mit Einfahrten. Die Burgunderhäuser führen ihrer niedrigen Form wegen den Namen „Tätschhäuser“. Außer dem fast ebenen Dach ist für sie im Plan charakteristisch der lange schmale Hausgang, von dem eine Türe in das Wohnzimmer und eine folgende in die Küche führt. Eine Burgunderhausküche ist etwas Seltenes. Sie hat keine Fenster, ist mit großen Steinen gepflastert und der Herd ist hin und wieder noch nach Art der „Chessgruebe“ in den Alphütten von einem Steimmäuerchen umgeben. Ueber ihm geht ein gewaltiger quadratischer Rauchfang in die Höhe; sein Durchmesser beträgt unten oft über drei Meter, während er sich oben bis auf einen halben Meter verengert. Eine dicke Holzstange geht der Seitenwand nach hinauf und ist oben mit dem Deckel verbunden; je nachdem man sie unten höher oder tiefer befestigt, wird der Deckel auf dem Kamin geöffnet oder geschlossen. Wenn die Hausfrau etwas suchen



Bi der Östli im Luubach (ineinandergeschachtelte Häuser, romanische Bauart).

oder wenn die Familie in der Küche essen muß, wird die Stange gehoben und ein mildes, weißes Licht strömt in den fensterlosen Raum. Abends und bei schlechtem Wetter schließt man den Kaminedeckel und das Petrollicht erhellt gemeinsam mit dem Herdfeuer die Küche.

Ganz klar und durchsichtig erscheint der Gedankengang eines Burgunders beim Bau seines Hauses: auf der einen Seite des Ganges die Wohnungen, auf der andern die Stallungen. Einem Bürger des Mittellandes oder des Emmentales fällt sofort dieser Gang auf, der sich mitten durch das ganze Haus hindurch zieht und sich hier oft auch bei Häusern findet, die sich äußerlich in nichts von der Emmentalerbauart zu unterscheiden scheinen. Während sich Wohnhälfte und Stallhälfte so viel strenger trennen als im Mittelland — es führt nie eine sogenannte „Wolfstüre“ von der Wohnung in Stallräume —, sind die Stuben ursprünglich mit der Küche vereint gewesen, bis sie dann, konzentrisch um den Feuerplatz angeordnet, diesem allen Ausblick nach außen genommen haben. Etwa vom Jahre 1700 an scheint wieder das vernünftige Bestreben erwacht zu sein, der Küche auch von außen her Licht zuzuführen und nach einer Seite hin führt in den Bauten des 18. Jahrhunderts wenigstens ein Fenster von der Küche weg ins Freie. Fensterlose Küchen finden sich in der Schloß-

gasse, auf dem Bühl — dieses Haus wird nächsten abgebrochen — und in der Junkerngasse.

Eine zweite interessante Leistung der Baumeister Schwarzenburgs sind die Speicher. Blockhauspeicher gibt's aber keine mehr, trotzdem einige zweihundertfünfzigjährig sein mögen. Die ältesten mit Jahreszahlen stammen aus den Jahren 1677 und 1684. Sie sind aus gefägten Balken in Blockhausart zusammengefügt und stehen — wiederum im Gegensatz zu den Speichern des Mittellandes, auf so hohen Steinpfeilern, daß unter ihnen die Leiterwagen bequem Platz haben. Herr Lütthi, der bekannte bernische Alemannenforscher, deutet in einer seiner Schriften darauf hin, daß ursprünglich jeder Speicher als Vorratskammer so eingerichtet gewesen sei, daß man ihn im Kriegsfall durch Wegschlagen dieser Steinpfeiler einfach auf den darunterstehenden Wagen fallen lassen und auf diesem flüchten konnte. Daß im Gebiet des Amtes Schwarzenburg noch viele hochgehobene Speicher sind, wäre eine Bestätigung von Lütthi's Annahme, weil dieses Gebiet als Grenzbezirk viel länger feindlichen Angriffen ausgekehrt geblieben ist als das Land rechts der Aare.

Einige dieser Speicher sind bewohnt, trotzdem sie ohne Fenster sind. Neben der Armut rührt die unverhältnismäßig große Volksdichte nicht nur des Dorfes, sondern überhaupt der Gemeinde — sie beträgt 134, während die der Schweiz 92 beträgt — von dem Burgernutzen her, der für Schwarzenburger jährlich etwa 180 Fr. ausmacht. Nun war der Bezirk, in dem sich die Bürger ansiedeln mußten, früher sehr eng umschrieben, und da zur Nutzung des Bürgerrechts nur Leute mit „eigenem Licht und eigenem Herd“ berechtigt sind, wurde jeder Winkel als „Wohnung“ eingerichtet, kleine Wohnungen noch einmal geteilt und mit einem zweiten Feuerherd versehen, um zwei nutzungsberechtigten „Familien“ zu schaffen. Aus der großen Menge einzelstehender Leute, die für sich allein kochen, erklärt sich denn auch die niedrige Zahl von durchschnittlich 4,2 Gliedern, die eine Familie bilden; eine so niedrige Durchschnittszahl der Haushaltsglieder hat einzig die Stadt Bern in ihren innern Teilen aufzuweisen! So ist es auch möglich, daß in einem „Tätschhaus“ von etwa 150 Quadratmetern Grundfläche sieben Mieter wohnen. Unentwurzbar werden so auch die Besitzverhältnisse. Jeder sucht sich nämlich mit der Zeit seine Wohnung zu kaufen. Das kürzlich abgebrannte Haus, dessen Türbalken mit der eingehauenen Inschrift gerettet und ins Historische Museum gebracht wurde, gehörte



Im Vordergrund ein typisches Burgunderhaus („Tätschhütte“); weiter zurück Bauerhäuser mit alemannischem Typus

zeitweise vier Besitzern, trotzdem es doch nur zwei Küchen hatte.



D's Luubbach-Schmittli.

Die Inschrift dieses Hauses, die in Friedlis „Bärndütsch“ fehlt, lautete:

„In Gottes Namen geh ich aus,
Oh Herr, regier' hüt min ganzes Haus.
Die Husfrau und die Kinder min,
Laß dir, oh Gott, befohlen sin.“ (1697.)

Andere Hausinschriften im Dorfe lauten:

Man einer kommt und sagen kann,
Er habe allen recht getan,
So bitt ich ihn in allen Ehren!
Er woll mich diese Kunst auch lehren.“ (1806.)

„In dieser Welt wird nichts gemacht
Es wird verspottet und veracht
Also wirds diesem Haus geschehen

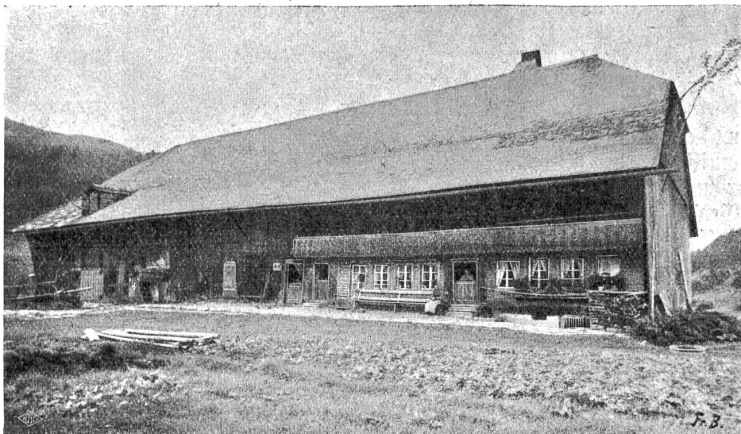
Die allzeit wider das gute streiten.
Die wenig gelehrt und nichts erfahren
Die thun auch nicht des Tabels sparen.“ (1806.)

„Wenn wier Gehen zu disen Thoren
Auf und Ein Herr Jessu Du Wollest
unser Anfang, Mittel und Ende Senn.“ (1758.)

„Gleich wie die Früchte In die Schüren
Werden Gesammelt.
Ein So führe uns Herr Jessu Zu Dier
In Himmel Ein.“ (1758.)

„Wär Hie Auf Erden Ein Haus Will
Bauwen, Der Stelle Auf Gott all
Sein vertrauen Rufe Gott und den
nächsten Zum ghillen an so
Wirtz ein Glüdlichen Vortgang
Han.“ (Jahrzahl fehlt.)

„Wer ein und ausgeht durch die Tür
Der soll gedenken für und für, das
unser Heiland Jesus Christ
Die rechte Tür zum Himmel ist.“ (1799.)



Gueteme'shuus. (Ein „Vielfamilienhaus.“)

Daß es dem Spott nicht wird entgehen.
Insonderheit ben denen Leuthen

Als vor einigen Jahren der vorzügliche Kenner des schweizerischen Baustils, Professor Weese aus Bern, nach Schwarzenburg kam und in den kleinen Gäßchen und Winkeln herumgeführt wurde, rief er an mehreren Orten aus: „Aber das ist doch gar nicht bernisch, das ist ja das Wallis; das ist mehr romanisch als germanisch!“ Zweierlei führt diesen Eindruck herbei: einmal die ganze Anlage des Dorfes um Dorfplätze mit Brunnen und sodann das Ineinander-schachteln der Häuser wie es im Wallis und dem Genfersee nach bräuchlich ist. Vom Bahnhof her in die Bernstraße einschwenkend, kommt man auf den ersten

dieser Plätze gleich oberhalb der Wirtschaft zur Post, vor dem eigentlichen Dorfplatz mit der Linde. Hier treten die Häuser weit zurück, der Platz erinnert lebhaft an die Hauptstraße von Romont. Der heutige Dorfplatz dagegen ist neuern Datums und wir gehen kaum fehl, wenn wir den ursprünglichen mehr in westlicher Richtung, am Eingang zum altertümlichen Thangägli, vermuten. Dort ist denn auch, wie mir mitgeteilt wurde, 1798 der Freiheitsbaum aufgestellt worden, ziemlich genau vor der Tuchhandlung des Herrn Dubach. — Jeder Besucher des Dorfes findet bei sorgfältiger Beachtung der alten und neuen Bauten diese Anordnung der Häuser um große Brunnenplätze wieder heraus. Wir finden sie auch in Weilern wieder. Einer der schönsten Speicher in Stumpfs Sammelwerk, aus Elisried, steht an einem solchen Platz. Ihn flankieren zwei breite niedere Wohnhäuser und ein Ofenhaus schließt die entgegengesetzte Seite ab.

Von den Einschachtelungskünften der alten Schwarzenburgischen Baumeister zeugt schon der Ausgang zum „Chäpeli“, der aus dem Jahr 1466 stammenden Kapelle unseres

Dorfes. Rechts begleiten den Aufsteigenden Häuser und Gartenmauern, ganz wie etwa in Montreux, und dazu passen die „geschlagenen Steine“, mit denen der Ausgang gepflastert ist. Diese Art, einen steilen Weg zu pflastern, fehlt in alemannischen Orten durchwegs, ist aber in romanischen Gebieten das gewöhnliche. Ein Blick vom hölzernen Türmchen der Kapelle, dessen Konstruktion nur mit schlesischen Holzbauten verglichen werden kann, wie der kundige Hunziker bemerkt, zeigt uns ein Walliser-Gewirr von Häusern, von denen einige im Gedränge nicht einmal rechtwinklig aufgeführt werden konnten!

Leider ist das heutige Dorfbild durch einige Neubauten in seiner Harmonie gestört. Es wurde wenig, oder besser gesagt gar keine Rücksicht darauf genommen, was ins Straßenbild paßt. Glücklicherweise steht das „neue“ Schulhaus (1903) ziemlich vom Dorf entfernt. Auf diesen Gipfel der Geschmacklosigkeit und seinen Bauleiter wurde der Vers gemacht: „König ist a Türlistock u ds Schuelhus ist as Tüttschi.“ Wer es einmal gesehen hat, billigt das Urteil aus dem Volksmund.

† Goswina v. Berlepsch

(geboren 25. September 1845 in Erfurth, gestorben 10. April 1916 in Wien).

Nicht von ihren Werken soll die Rede sein. Das mögen Berufenere tun. Ihr als Mensch seien ein paar schlichte Worte gewidmet.*)

Es eint sich in der Verstorbenen in selten glücklicher Weise scheinbar Entgegengesetztes. Drei Dinge vor allem haben an ihrem Werden teilgenommen und drei Dinge sind es, die ihr Wesen geformt und ihrem Schaffen die Richtung gegeben. Sie ist deutscher Herkunft. Mag auch auf den beruht aufnehmenden Menschen das ernst-rheinische Deutschtum mehr in seinen künstlerischen und literarischen Vorbildern eingewirkt haben als in unmittelbarer Berührung, so vermittelte doch ihr engster Familienkreis viel von den alten Traditionen, welche die Zeit vor dem Revolutionsjahr 1848 gepflanzt und welche mit dem Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit nicht fallen konnten. — Die jüngere Generation, die Geschwister fußten schon in Schweizer Erde; aber die Eltern — ihr Vater, der bekannte Schriftsteller H. A. von Berlepsch, einem alten Geschlecht Mitteldeutschlands entsprossen, die Mutter aus süddeutschem Stadtbürgertum — waren beide auch herzlich einfache Leute — Demokraten ihrer Gesinnung nach —, so lebte in ihnen doch etwas von altem Familienstolz fort, nicht in jener unfruchtbaren und manchmal etwas lächerlichen Art, die wir auch heute noch da und dort beobachten können, sondern jener Stolz, der sich in erster Linie auf das besinnt, was die Familie geleistet und was man ihr daher an Tüchtigkeit und Menschentum selber schuldig sei. Von solchem Schlag waren ihre Eltern.

Gerade sie, Goswina, war es, die so recht in der Familie lebte, die man beinahe das Schoßkind der Familie nennen möchte. Aus ihren Erzählungen ging es hervor und ihre Geschwister bekannten es ohne Eifersucht und Groll, daß sie durch ihre warme frische Art daheim mitgeholfen habe, Sorgen, die in jenen St. Galler (1848—1860) und Zürcher Zeiten (1860—1883) mehr als einmal drohend heraufzogen, wieder zu verschleichen. Ihre Eltern waren ja gezwungen, sich eine völlig neue Existenz zu gründen, nachdem die Revolution die alte vernichtet, und die Kinder

konnten nicht beiseite stehen, sondern mußten mit Hand anlegen, jedes in seiner Art und nach seinen Kräften. Da mag gerade ihr lebensheiteres Gemüt manche Stunde erträglicher gemacht haben. — Allem Schweren zum Troß hat sie sich ihrer Jugend gefreut. Wenigstens, wenn sie von ihrer Zürcher Zeit plaudert, wenn sie lachend gesteht, wie sie den Bruder dann und wann bei nächtlichen Studentenstreichen heimlich unterstützt und ihre helle Freude daran gehabt, und wenn sie von ihren Bergen spricht, die über den See hinweg in ihre Jugend hineingeläutert und die sie drum zeit lebens geliebt, so steht in diesen paar hellen Zügen der ganze spätere Mensch vor uns. — Ihr Vater liebte sie über die Maßen; jener ernste, strenge Mann, dem Pflichtgefühl über allem stand: ihr gegenüber war er milde, und auch das ist vielleicht zum Teil ihrer künstlerischen Entwicklung zugute gekommen.

Neben der Familie ist es der Zürcher Kreis ihrer Jugend; er muß mächtig auf sie zurückgewirkt haben. Zürich war damals ein Zentrum deutscher Geisteskultur. Es lebten dort Semper und Wagner und Gottfried Keller und



† Goswina v. Berlepsch.

noch mancher andere, mit dem sie persönlich in Berührung stand oder mit dessen Umgebung sie sich doch verbunden fühlte. Gottfried Keller mag sie mit am stärksten beeinflusst haben. Durch alle ihre Sachen geht ein Zug künstlerischer Anschaulichkeit, gemütlicher Behäbigkeit und witziger Seelen-

* Anmerkung. Zur Orientierung erinnern wir immerhin an die schönen Erzählungen „Jakobe“, „Der Treubund“ und an Novellenband „An Sonnengeländen“ Zahlreiche andere, in Zeitschriften da und dort erschienenen Erzählungen der fleißigen Schriftstellerin mögen unteren Lesern im Gedächtnis geblieben sein. In der „Bernener Woche“, erschien kürzlich die Novelle „Schuld“. Eine treffliche Würdigung ihrer literarischen Tätigkeit von Hb. Gachnang ist kürzlich in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienen. (Die Red.)